

# Sonntags-Beiblatt

zur

## Augsburger Postzeitung.

22. October

Nr. 43.

1854.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 40 fr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

### Kirchen und kirchliche Bauwerke an den heiligen Stätten des Morgenlandes.

Von Prifac.

#### I. Jerusalem.

(Schluß.)

Ein trauriger Anblick ist es, wenn man vor die Kirche des heiligen Grabes tritt. Man gelangt, wenn man von dem lateinischen Kloster kommt, auf einer engen abschüssigen Straße zuerst an ein kleines Pfortchen, womit fast alle Klöster im Morgenlande, wahrscheinlich zur Deckung gegen feindlichen Ueberfall, versehen sind, auf einen viereckigen Platz von etwa dreißig Schritten Länge und Breite. Der Platz hat ehemals als Vorhof gedient, und noch stehen einzelne Basen von den schönen Säulen, womit derselbe geschmückt und abgesperrt war. Kommt man zu der Stunde, wo die Kirche geschlossen ist, Morgens von etwa zehn Uhr bis Nachmittags vier Uhr, so ist es nur mittels eines enormen Bakschis, den man an die Türken verabreicht, möglich, hinein zu gelangen. Denn diese sind thatsächlich die Wächter des heiligen Grabes und werden es wohl noch so lange bleiben, bis sich Europa wieder zu Einer Kirche bekennt und das Schisma derart gedemüthigt ist, daß es nicht mehr auf fremde Hilfe rechnen kann. Ist die Pforte offen (und die heilige Grabeskirche hat nur Einen Eingang), so erblickt man gleich, zum Arger der christlichen Welt, auf einer mit einem bunten Teppich belegten Britsche vier bis fünf Türken aus ihren langen Pfeifen rauchend und immer neuen Kaffee schlürfend. Der Eintretende hat dann zunächst den Salbungsstein vor sich, zur Rechten den Kalvarienberg. Zur Linken geht es in der Diagonale hinüber zur Capelle des heiligen Grabes, diesem gegenüber in gerader Linie ist das Chor der Griechen und in der Durchschnittslinie zuerst die Stelle, wo der göttliche Heiland der heiligen Magdalena als Gärtner erschienen, der Altar der heiligen Magdalena und endlich die Capelle der Lateiner mit einem Theile der Geißelungssäule in dem Franciscaner-Kloster. Geht man nun weiter an der Sacristei vorbei in dem Umgange, so folgen hier der Reihe nach erst die Capelle des Kerkers, dann die des Longinus, die der Kleidervertheilung, der heiligen Helena und der Kreuzauffindung, etwa dreißig bis vierzig Stufen unter der Erde, wiederum über der Erde die Capelle der Spottsäule und endlich der Kalvarienberg, etwa zwanzig Stufen gegenwärtig über dem Boden der Kirche. Von dem Kalvarienberge gehört die Stelle der Kreuzaufrichtung den Armeniern, der Kreuzannagelung aber den Katholiken. Die sämtlichen Capellen sind mit Altären versehen, woran Messe gelesen wird, und bloß die hl. Grabescapelle hat als solche keine besondere Tumba vonnöthen, weil das heilige Grab selbst dazu dient, so daß über diesem selbst die heilige Messe gefeiert wird. Das heilige Grab

hat aber, so wie alle Gegenstände, welche dasselbe berühren, keiner besondern Weihe vonnöthen. Es ist durch den Erlöser selbst geweiht.

Von außen, an dem Kalvarienberge, haben die Lateiner, wir meinen die Katholiken, noch eine kleine Capelle, welche der schmerzhaften Mutter gewidmet ist. Man kann zu dieser gelangen ohne die türkischen Wächter, und noch in der letzten Stunde meiner Anwesenheit in Jerusalem machte ich im Geleite unseres gemüthlichen Klosterbruders Fra Salvatore einen Gang dorthin, um Kirche und Bild mit frischen Blumen zu schmücken. Dieser Capelle gegenüber links ist das Kloster der Griechen mit verschiedenen Capellen, oben und unten, in denen sich auch einzelne Madonnenbilder in dem strengen griechischen Geschmacke befinden. Die Madonna, wie die Griechen sie malen, ist nicht die milde, barmherzige Mutter, die zarte Jungfrau, sondern die ernste Matrone, der man, auch wenn das Bild zufällig die sonstigen Erfordernisse des guten Geschmacks hat, doch nicht ohne Furcht und Zittern nahen kann. Es ist ganz das byzantinische Hofceremoniel, das sich darin ausspricht und nach dem man den Tod verwirkt hat auch bei dem geringsten Verstoße gegen die Etiquette des hohen Hofes. Weiter abwärts zur Rechten liegt die Capelle der als gute Kaufleute bekannten Armenier, die überhaupt in Jerusalem zahlreich sind, ein eigenes Viertel bewohnen und mehrere Kirchen haben, Alles im Geschmacke der Griechen. In einiger Entfernung, vielleicht fünfzig dunkle Stufen unter der Erde, doch noch immer zusammenhängend mit dem ehemaligen Bau der heiligen Grabeskirche, liegt die Kirche der Kopten. Die Kirchen der Kopten haben wie die der Maroniten und sonstigen orientalischen Riten ihre ganz besondere Einrichtung. Sie haben, wie man das schon in Alexandria sehen kann, eine Menge von Tafel- und buntem Holzwerk, nicht nur zur Absperrung des Allerheiligsten von den sonstigen Gläubigen, sondern auch von den Frauen, zuweilen auch eine Menge kleiner Tafelgemälde von der Größe eines Buches, sind aber sehr arm, dunkel und schmutzig und ganz unheimlich. Die Kirchen der Griechen und Armenier sind besonders in Jerusalem und Bethlehem mit reichem Goldschmucke und einer Menge von Bildchen versehen, aber Großes ist in denselben nicht vorhanden (mit Ausnahme der Wandgemälde vom heiligen Kreuz bei Jerusalem); ihr Geschmack ist kleinlich, ihre alten Bilder sind steif und starr, ihre neuen theebrettartig gelect. — Die Kirche an dem lateinischen Kloster St. Salvador ist klein und ein dürftiger Nothbau, den man schon längst erweitert hätte, wenn nicht Hindernisse in den Weg getreten wären, die einstweilen nicht zu beseitigen sind.

Von großartigen Ruinen oder in Moscheen verwandelten Kirchen besitzt Jerusalem: die Alsa Moschee, die Kirche der heiligen Anna, des heiligen Jacobus Minor, der heiligen Maria Magdalena, der heiligen Jungfrau, den Kerker des heiligen Petrus, das Cönaculum. — Die Alsa Moschee ist ein prächtiges Gebäude in dem Basilikenstyle des 12ten Jahrhunderts und stößt unmittelbar an die Area des alten Tempels. Sie war einstens der Aufopferung Mariä im Tempel geweiht, und es ist wahrscheinlich, daß es dieselbe Stelle war, wo die seligste Jungfrau als zartes Mädchen von kaum einigen Jahren in den Tempeldienst aufgenommen wurde und bis zum dreizehnten Jahre verblieb. Auch sind von jenen alten Tempel-Substructionen wahrscheinlich noch einige Reste vorhanden, schwere Bausteine von etwa sechzehn bis zwanzig Fuß Länge und in Boffage behauen, die man an jener Stelle erblickt, wo sich am Freitag Nachmittags die Juden versammeln und den Untergang des Reiches Israel und Juda beweinen. Wenn man diese Leute so dafitzen sieht in der Thora betend, unter tiefem Schluchzen oder lautem Weinen, wie Leute, denen augenblicklich das größte Unglück begegnet ist, kann man sich unmöglich des Mitleids enthalten, und man möchte wünschen, daß in mancher christlichen Kirche des Orientes jene Andacht und jener Ernst des Gebetes vorhanden wäre, die hier leider eine Hoffnung errichtet, welche nur dann ihre Verwirklichung findet, wenn sich Gottes Barmherzigkeit von Neuem über die Kinder der Verheißung ergießt und sie zu dem verkannten Erlöser zurückführt.

Die Kirche der heiligen Anna ist ein grandioses Bauwerk im Basilikenstyle des 12ten Jahrhunderts, etwa wie die Liebfrauenkirche in Halberstadt, von schönen edlen

Formen, noch ganz wohl erhalten, und würde jeder Hauptstadt in der Christenheit noch immer eine besondere Zierde seyn. Sie gehörte ehemals deutschen Nonnen, ich glaube, Benedictinessen, und es ist große Hoffnung vorhanden, daß sie bald wiederum in deutschen Händen seyn wird. Ich könnte wenigstens, wenn sich jene Hoffnung nicht verwirklichte, ganz Deutschland dafür in Bewegung bringen.

Wie die Kirche der heiligen Anna, so war auch die des deutschen Ordens mit dem deutschen Ordenshause ein höchst elegantes Gebäude. Noch gegenwärtig sind davon sehr schöne Ueberreste vorhanden, leider von dem Schmutz und dem Unglück einer Stadt bedeckt, die ihren Herrn verkannt, und es ist eine höchst grandiose Geschichtsanschauung, wenn der Geschichtsschreiber der ersten Kreuzzüge, Wilhelm von Tyrus, bei jedem Unglücke, das die Kreuzfahrer getroffen, immer als Einleitung zu der Erzählung desselben sagt: Unsere Sünden gaben uns in die Hände unserer Feinde. Das alles wird nirgendwo klarer, als wie im Morgenlande, weil hier die meisten Zustände ohne die europäische Schminke offen da liegen und die Gegensätze vollends entwickelt ohne ein vermittelndes Glied dastehen.

Die Ueberreste an dem Ordenshause der deutschen Ritter verrathen aber auch, so wie ein Stück von dem Tempelbogen, nicht bloß ein Gebäude von hoher Schönheit, sondern letztere mögen auch mitunter Norm gewesen seyn für manche Gebäude in Deutschland, oder wenn man dieses nicht will, so sind sie doch ganz vom deutschen Geiste durchdrungen, der aber, weit entfernt, ein exclusiver zu seyn, damals das ganze civilisirte Europa in gleichem Maaße durchdrungen, also daß er hier unter dem Namen der Franken austrat und noch gegenwärtig alle europäischen Katholiken unter diesem Namen bezeichnet werden, so wie die Protestanten unter demjenigen der „Englesi.“ Dem französischen Patriotismus kommt jenes mannigfach zu Gute. Es gibt aber für die Erhaltung der alten Kirchen im Morgenlande, für ihre Reinigung von dem türkischen Schmutze kein Heil, als wenn alle katholischen Mächte des Abendlandes sich wieder unter gemeinsamem Banner versammeln. Von dem Schmutze Jerusalems und von der Schmach, womit die meisten der ehrwürdigsten Ruinen bedeckt sind, haben Sie in Europa keine Ahnung. Der Kerker des heiligen Petrus, noch gegenwärtig mit den Resten einer schönen Kirche geschmückt und mit einem Kreuzgewölbe überwölbt, gleicht einer Mistpfütze; die Kirche der heiligen Maria Magdalena, in welcher man noch gegenwärtig den Eindruck ihrer Füße sieht, die sich bei der Gelegenheit eingepreßt, wo sie an dem göttlichen Erlöser das Werk verrichtet, das er selbst als von guter Vorbedeutung gepriesen, das Haus der Maria Marci in Jerusalem, ebenfalls mit den Spuren der Füße der seligsten Jungfrau gezeichnet, sind fast unzugänglich vor dem angehäuften Straßennist, Kameelkoth und sonstigem Schmutz. Das Cönaculum oder der Abendmahls-Saal und der Ort der Zusammenkunft am Pfingstfeste, einst eine prächtige Kirche, gegenwärtig durch eine Moschee entweiht, sind ebenfalls in dem traurigsten Zustande der Entweihung; die Kirche des heiligen Jacobus steht leer, wäre aber leicht herzustellen.

Gehen Sie nach außen durch das Stephansthör nach Gethsemani und dem Delberg hin, so liegen hier gleich im Thale das Grab der heiligen Maria, eine Grotte, die etwa fünfzig Stufen hinabführt, in dieser zur Rechten die Gräber von Joachim und Anna, ihnen gegenüber links das des heiligen Joseph und ganz unten in der Tiefe in einer besondern Capelle jenes der heiligen Maria. Die Kirche ist jetzt in den Händen der Schismatiker, und bloß die sogenannte Todangst-Grotte ist den Katholiken verblieben. Alle jene Kirchen, welche den Griechen und schismatischen Armeniern gehören, sind an den heiligen Stätten reich geschmückt mit vielem Gold und kleinem Bildwerk, aber der morgenländische Geist, der sich so oft und kühn in grandiosen Formen in den Gedichten der Hebräer, Araber und Perser ausspricht, hat weniger Empfänglichkeit für eine großartige Auffassung in der bildenden Kunst.“ Hier ist Alles kleinlich und klein, geschmiegelt und geziert. Wie das zusammenhängt, könnte ich leicht psychologisch und historisch entwickeln, aber ich will hier kein Vergerniß geben.

### Ein Wiener Scandal.

Das Testament des seines Lebenswandels wegen nicht sehr gerühmten Theater-Directors Carl — wurde in vielen Blättern, ja auch in Broschüren veröffentlicht. Es ist dieß Actenstück ein eigenthümlisches Scandal, indem das große Vermögen auf verschiedene uneheliche, mit Namen bezeichnete Erben ganz kaltblütig vertheilt wird. Ueber die Veröffentlichung des Testaments hat nun auch Saphir in seinem Humoristen in einer anerkennungs- aber auch am geeigneten Orte beherzigenswerthen Weise sich unter anderm also ausgesprochen: „Die Veröffentlichung seines Testaments ist ein Fehler und eine Dummheit. Wir können nicht umhin, hier unser schmerzliches Bedauern darüber auszudrücken, daß es — so hat's wenigstens den Schein — jedem ersten Besten, der ein Gelüste darnach trägt, freisteht, für einen Gulden und so viele Kreuzer Abschreibgebühr jedes Testament jedes Verstorbenen der Publicität übergeben zu können! Sollte diese traurige Lücke wirklich in unserm Rechtszustande sich vorfinden? Wie? Familienglück, Ehre, Scandale, Dinge, über welche man dicht gewebte Schleier zu ziehen wünscht, sollten in die Welt geworfen werden können, von Todten und Lebenden, ohne daß dagegen das Sittengesetz einzuschreiten berufen sey? Es ist von Erheblichkeit und für tausend und tausend Menschen von unberechenbarer Wichtigkeit, zu wissen, ob sie wirklich der Gefahr ausgesetzt sind, daß ihr Testament, in welchem vielleicht Geheimnisse, die für andere verlegend, für die Deffentlichkeit empörend, aber als testamentarische Verfügungen zu erörtern nöthig sind, ohne weiters nach ihrem Tode der Deffentlichkeit preisgegeben werden können!? Der Tod eines Menschen ist der letzte Act von seinem Leben, das Testament eines Menschen —, wenn es denn einmal schon dem Urtheil der Menge übergeben ist, — das Testament eines Menschen ist nur die Schlussseite seines Denkens und Fühlens. Im Testament Carl finden wir überall den Theater-Director, nirgends den Menschen, überall den Geldmenschen, nirgends den Christ! Humanitäts-Anstalten und fromme Stiftungen sind von dem Besitzer des „Zauberschlags“, sind leer von dem Inhaber einer Reihe Häuser entlassen worden! Seiner Theaterdichter, der eigentlichen Erbauer all' dieser Häuser, hat er nicht gedacht! Nestroy, — der Leser wird mich keiner besondern Parteinahme für Nestroy beschuldigen!! — Nestroy ist von Carl in seinem Testament nicht erwähnt worden, Nestroy, der mit seinen drei Handlangern „Knieriem“, „Zwirn“ und „Leim“ die Carlsgasse in Hiezing baute! — Die Selbstüberschätzung und die Geringschätzung Anderer haben Carl auch beim Abfassen seines letzten Willens dictando zur Seite gestanden. Sein jahrelanger Secretär „Franz“, seine rechte Hand und sein linker Fuß, sein Minister des Innern und des Aller-Neuesten, fleißig, tüchtig wie eine Ameise, treu wie ein Budel — nicht im hündischen Sinn — unermüdlich wie ein Telegraph, der blinde Vollstrecker seiner Aufträge quand même, der ihm Leib und Seele hingab, ist mit einem Stäubchen abgefertigt worden. Das Praktischste in seinem Testament ist die Verfügung, daß die Erben das Theater nicht fortführen dürfen! Das Motiv dieser Verfügung ist zwar ein bis über's Grab hinausgehender Egoismus der Eitelkeit, aber nichtsdestoweniger ist sie eine Garantie für die Forterhaltung der Erbschaft bei den Erben. Ja bloß das Leben lag vor Carl, als er sein Testament schrieb, das Leben, sein Leben; sein Blick war bloß zurück in die Coulissen des Staubes, in den Souffleur-Kasten des Allerirdischsten gerichtet! Nicht ein Wort, nicht eine Sylbe in diesem Testament weist darauf hin, daß sein Verfasser an die Bilanz zwischen Jenseits und diesseits dachte, an die Bilanz des Lebens und des Todes, an die Bilanz der Sünde und der Tugend, an die Bilanz der Erkenntniß und der Neue, an die Bilanz des Leibes und der Seele, an die Bilanz des Irdischen und Göttlichen im Menschen! Auf der furchtbaren Schauerbrücke zwischen Erdennacht und Himmelmorgen, welche im Geiste jeder Mensch betritt, wenn er seinen letzten Willen niederschreibt, auf dieser Schauerbrücke hat Herr Director Carl an nichts gedacht, als an die Bilanz zwischen Soll und Haben, an nichts als an die Bilanz zwischen richtigen und unrichtigen Namen! Nicht ein Wort an den Schöpfer gerichtet,

nicht eine Sylbe, welche glauben läßt, das Greisenalter wende sich am letzten Abendstrahl mit Glaube und Zuversicht an das Unsichtbare! Nicht ein Buchstabe läßt glauben, daß in dem Schreiber auch nur eine instinctive Ahnung von der Beziehung des pflanzlich-vergänglichen Menschen zum Unendlichen, zum Ewigen in ihm aufstieg! Nicht ein Act der Pietät, der Versöhnung durch fromme Werke, durch Wohlthätigkeit bezeichnet in diesem Testament den Augenblick, in welchem sein Schreiber den Fundus Instructus seiner Lebens-Errata überzählend daran dachte, ihn für den Himmel ein wenig durch gute Werke zu corrigiren. Im Gegentheil, die nächtliche Heerschau von den Verirrungen wird mit freudigem Selbstgefühl bei Fackelbeleuchtung abgehalten, und die Apathie für öffentliche Meinung und für Reinigung der Seele vor dem Tode hält bis zur letzten Zeile die Oberhand. Da sich die Oeffentlichkeit, leider, dieses Themas so an bemächtigt hat, so wären und sind wir berechtigt, es auch zu thun und schließen hiermit die traurige Verhandlung darüber."

### Der Tod Voltaire's.

(Fortsetzung.)

Unsere Leser mögen nunmehr als freiwillige Geschworne zusammentreten, nicht, um über den Mann selbst und seine Thaten Gericht zu halten und ihm sein fertiges Urtheil ins Jenseits mitzugeben — dort steht der Stuhl Desjenigen, der da spricht: „Die Rache ist mein!“ und: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!“ nein, sondern bloß, um die Zeugen zu prüfen, welche über die Art seines Todes ausgesagt haben. Wir, die wir dieses schreiben, gestehen offen und unumwunden, daß wir dieser äußern, materiellen Zeugnisse nicht bedürfen, um uns Voltaire's Seelenzustand während der Dauer seiner letzten Krankheit klar und lebhaft vorzustellen, da wir aus innern Gründen, woraus wir im Laufe dieses Versuchs auch kein Geheimniß gemacht, fest überzeugt sind, daß jener Zustand auf seinem Sterbelager nur eine potenzierte Wiederholung desjenigen war, den der Unglückliche an siebenzig Jahre wie eine schwere und durch ihr Gewicht schmerzende Kugel- und Kettenlast allenthalben mit sich herum-schleppte, ohne ihrer auch nur einen Augenblick, selbst nicht im Gewühl eines wilden Lebens, loswerden zu können. Und das kann auch gar nicht anders seyn. Der Mensch hat allen Halt verloren, sobald er das Band zerreißt — oder vielmehr zu zerreißen versucht, welches das Geschöpf mit dem Schöpfer verknüpft, und zu der Haltlosigkeit gesellt sich die Dual, weil der in noch so excentrischen Bahnen schweifende Dünkel das Gefühl wie das Bewußtseyn des ewigen, unwandelbaren Mittelpunctes behält. Voltaire verwahrt sich zwar ausdrücklich, und zwar öfters, gegen den Verdacht oder Vorwurf der Atheisterei, und spricht viel vom höchsten Wesen (l'Être suprême); allein er war ja als Christ getauft und erzogen, und kannte den dreieinigen Gott, wie ihn die Kirche lehrt. Auch hatte er zu viel Verstand und Belesenheit, um den Heiland für eine Schöpfung der Einbildungskraft irgend einer Classe von „Volksausbeutern“ zu halten, und zu viel Scharfsinn, um den einmal historisch feststehenden Christus bloß für einen sittlichen und aufgeklärten Lehrer oder Moralphilosophen zu erkennen. Sein Kampf gegen den Gottmenschen und dessen vollbrachtes Werk (opus operatum) war daher schon von Anfang an der eines Verzweifelten, der voraus weiß, daß er unterliegen wird, unterliegen muß, und seine schon entschiedene Niederlage durch gesteigerte Wuth verhehlen will. So Kaiser Julian der Abtrünnige. Die ganze Macht des römischen Reiches — freilich doch nur eine jämmerliche Ohnmacht — bot er auf, um das Christenthum zu vernichten; nicht durch rohe Gewalt, deren Fruchtlosigkeit ihm die Geschichte seiner Vorgänger zeigte, nein, durch Spott und Herabwürdigung, ganz à la Voltaire, durch Wiedereinführung und Verherrlichung der Götter des Olymps, und durch das scheußliche Verbot, das den Christen alle Quellen des Unterrichtes verstopfen sollte. Julian hatte Talent, Gelehrsamkeit, einen sehr scharfen Verstand, unermüdete Thatkraft, wie Voltaire, und überdies schwang er das Scepter

der Cäsaren noch über die größere Hälfte der damals bekannten Welt; allein er scheiterte an derselben Klippe, die später Voltaire in den Abgrund stieß: er rief einen Rämpen in die Schranken, den seine Waffen, wie er auch wohl wußte, nicht erreichen konnten, müdete sich ab in Fechterstreichen, die in die Luft gingen, sank erschöpft, entmuthigt auf sein letztes Lager, und beschloß sein junges, an unmögliche Zwecke verschwundenes Leben mit dem, mehr als der dickste Commentar sagenden Geständniß: „Du hast gestegt, o Galiläer!“ Ob sein brechend Auge Vergebung ersieht, sich erhört und beruhigt zum ewigen Schlaf geschlossen habe, das wissen wir nicht; allein eine aufmerksame Betrachtung seiner Geschichte, von seinem geräuschlosen, den Studien gewidmeten Aufenthalt in Athen bis zu seiner Erhebung zum Cäsar und Augustus, seine kurze Regierungszeit mitgerechnet, läßt uns keinen andern Ausgang erwarten; denn sein Streben war von vornherein ein verkehrtes und darum verfehltes; die von ihm selbst als solche erkannte Wahrheit sollte auf kaiserlichen Befehl bei Allen, die sie eben so innig fühlten und noch dazu liebten, für Lüge gelten. Wer dieß nicht aus der Acht läßt, der würde Julians Geständniß errathen, wenn es auch nicht authentisch vorläge, und ebenso würde ihm der Ausgangspunct der Voltaire'schen Thätigkeit genügen, um ihren Verlauf und endlichen Ausgang durch Induction zu ermitteln. — Die Philosophen, Voltaire's Freunde und Anhänger, die Gelegenheit hatten, ihn auf dem Sterbedette zu betrachten, sollen das Wort zuerst haben. — „Die Aerzte machen kein Hehl daraus, daß alle Hoffnung verloren sey, daß sein Leben bald erlöschen werde, die Kunst vermöge hier nichts mehr. Er selbst schien sein nahes Ende zu fühlen: „Man kann seinem Geschicke nicht entfliehen; ich bin nach Paris gekommen, um zu sterben,“ sagte er zu La Harpe, der diese Details in seiner „literarischen Correspondenz“ niedergelegt hat. — Vor seiner Krankheit (Brief d'Alembert's vom 1. Juli 1778 an den König von Preußen) fragte er mich in einer vertraulichen Unterredung, welches Benehmen ich ihm anrathete, wenn er während seines Aufenthaltes in Paris krank würde. Meine Antwort war so, wie jeder verständige Mann sie an meiner Stelle gegeben hätte, nämlich, er würde wohl thun, sich unter solchen Umständen an das Beispiel aller vor ihm gestorbenen Philosophen zu halten, namentlich Fontenelle's und Montesquieu's, die dem Herkommen gefolgt wären. Er schenkte meiner Antwort seinen vollen Beifall, und setzte hinzu: „Ich denke eben so; man soll mich nicht auf den Schindanger werfen, wie ich's an der armen Lecouvreur (eine Schauspielerin vom Théâtre français) erlebt habe.“ Er hatte einen großen Abscheu vor einer derartigen Beerdigung, und entschloß sich ohne Weiteres, eventualiter unserer Uebereinkunft gemäß zu handeln.“ — Voltaire leichtete und unterschrieb den Widerruf, den Abbé Gautier verlangte. Er hatte (nach Wagnière) über 100,000 Livres baar zu Ferney zurückgelassen; dennoch übergab er (nach W.) seinem Gewissenrath für die Armen von St. Sulpice nur eine, erst nach seinem Tode zahlbare Anweisung von 600 Livres. Möglich, daß dieses Almosen ihm als Buße auferlegt worden; es war sicherlich die beste, die man ihm auslegen konnte. Den 18. December 1762 hatte er an Marquis de Thibouille geschrieben: „Man stirbt, wie man gelebt hat.“ Scheint er das Sprüchwort nicht durch die Geringsfügigkeit jenes Legats gerechtfertigt zu haben? Eine solche Knickerei mußte wohl nicht viel Trost über seine letzte Stunde ausgießen. Ging er in seinem Geiste alle Gelegenheiten durch, wo er Unglück lindern konnte und nicht linderte, welche gegründete Aussicht hatte er da wohl, vor dem Auge eines vergeltenden Gottes Gnade zu finden? Schon am 11. Januar 1771 meldete er Friedrich: „Das System der Atheisten ist mir stets unsinnig vorgekommen. Die Annahme eines ungerichten Gottes ist meines Bedünkens eine Unverschämtheit; so viel ist gewiß, daß der Rechtschaffene nichts zu fürchten hat.“ Suchen wir nun zu erfahren, ob Voltaire ohne Graus den Augenblick nahen fühlte, wo er über den Gebrauch seines Vermögens und seiner Geistesgaben Rechenschaft ablegen sollte. — In dem schon angeführten Briefe d'Alembert's erzählt der Verfasser, Voltaire's Todestampf sey ein langer und schmerzhafter gewesen, und der Philosoph habe in seiner Krankheit große Ruhe gezeigt, obschon er ungern vom Leben zu scheiden schien: zwei

Dinge, die sich augenfällig widersprechen. — „Er entschlummerte sanft (La Harpe, liter. Corresp.), und erkannte nur noch mühsam die Personen, die sich seinem Lager näherten. Als Abbé Gautier und der Pfarrer von St. Sulpice bei ihm eintraten, wurden sie bei ihm angemeldet. Erst hörte er gar nicht; dann antwortete er: „Versichert sie meiner Hochachtung.“ Der Pfarrer trat an ihn heran, und richtete folgende Worte an ihn: „Herr von Voltaire, Sie stehen am Ziel Ihres Lebens; erkennen Sie die Gottheit Jesu Christi an?“ Der Sterbende sagte wiederholt: „Jesus Christus! Jesus Christus!“ Dann streckte er die Hand aus, wie um den Pfarrer zu entfernen, mit den Worten: „Lassen Sie mich in Frieden sterben!“ „Sie sehen ja, daß er nicht bei sich ist,“ sprach der verständige Pfarrer zum Beichtvater, und sie verließen beide das Zimmer. Die Wärterin trat aufs Bett zu; er sagte mit ziemlich starker Stimme zu ihr, indem er mit der Hand auf die abgehenden Priester wies: „Ich bin des Todes!“ und sechs Stunden später lag er im Verscheiden.“ — Nach der „Liter. Corresp.“ von Grimm, Juni 1778, starb Voltaire wie er gelebt hatte, ohne Schwäche und ohne Vorurtheil.

(Fortsetzung folgt.)

### Kirchliche Notizen.

Heiligenbilder. Die xylographische Kunstanstalt von Braun und Schneider in München, Herausgeber der „Fliegenden Blätter“ etc., hat nun auch Heiligenbilder in Holzschnitt herauszugeben unternommen. Da es bei diesen Bildchen, von denen auch das Ärmste unseres Volkes eine kleine Galerie besitzt, vorzüglich darauf ankommt, den Geschmack des Volkes mit den Anforderungen der Kunst zu vereinen, so sind sie nicht so leicht anzufertigen, als man glauben möchte. Braun und Schneider haben diese schwierige Aufgabe glücklich gelöst. Die Holzschnitte sind fast durchaus nach guten Meistern gefertigt, und wahr und treu colorirt, so daß sich die Figuren lebhaft vom Hintergrunde abheben. Auf die Rückseite jedes Bildchens ist eine kurze Lebensbeschreibung jedes Heiligen, dann ein Gebet oder ein Denkspruch gedruckt. Dieß alles kann man haben für Einen Kreuzer. Wir wünschen diesen Bildchen gleiche Verbreitung, wie den andern Werken dieser Kunstanstalt, und zweifeln nicht, daß sie solche auch finden werden. Mögen sie in aller Welt Zeugniß geben, daß in Bayern auch für die Kunstbedürfnisse der ärmsten Classe mit Liebe und Geschmack gesorgt wird.

Newton und Voltaire. (Ein wahrer und ein falscher Prophet.) Der berühmte Newton, von dem sich die neueren großen Entdeckungen in den Naturwissenschaften herschreiben, war, wie schon öfter erwähnt, zugleich ein frommer Christ, und hat z. B. auch eine Auslegung des Propheten Daniel geschrieben. In diesem Buche sagte er auch, daß in den letzten Zeiten, von denen Daniel weissagt, wunderbare Erfindungen gemacht werden würden, man würde 50 (englische) Meilen in einer Stunde zurücklegen u. s. w. Der Spötter Voltaire sagte darüber: „Sehet, was aus dem gewaltigen Geiste Newtons geworden ist, seitdem er, alterschwach, sich daran gemacht hat, dieses Buch zu studiren, das man die Bibel nennt! So sehr hat er seinen Verstand verloren, daß er uns weiß machen will, der menschliche Verstand werde noch so weit kommen, daß er das Geheimniß entdecken werde, 50 Meilen in einer Stunde zu machen. Der arme Träumer!“ — Und nun?

Luzern, 3. Oct. Die jüngsten Verhandlungen des luzernischen großen Rathes lieferten wieder einmal den handgreiflichen Beweis dafür, daß der Radicalismus ein Milchbruder des krafftesten Despotismus ist. Er führt die Freiheit im Munde und drückt die heiligsten Rechte des Volkes darnieder wo und wie es ihm beliebt. Für

solche Handlungsweise lassen sich die Männer des sogenannten Fortschrittes obendrein noch Weisrauch streuen und geistesverwandte Blätter des Auslandes, welche weder Personen noch Verhältnisse kennen, sorgen dafür, daß der Nimbus jener Heuchler weit über die Gränzen ihrer Heimat hinausleuchte. Als solcher Freiheitsapostel hat seit einem ganzen Menschenleben der Luzernerische Rechtsgelehrte Dr. Kasimir Pfyffer die Welt bethört, wie kaum ein Anderer neben ihm. Die gesammte radikale Eidgenossenschaft und das gesammte liberale Ausland, so weit sein Name bekannt worden ist, verehren in ihm die Inkarnation des Liberalismus. Wie ganz anders ist der Mann, wenn er in der Nähe betrachtet und nach seinen Handlungen bemessen wird! Als es sich letzter Tage darum handelte, dem Luzerner Volke das von den gegenwärtigen Gewalthabern schamlos confiscirte Wahlrecht wieder zurückzugeben, hat Dr. Pfyffer die ihm übertragene Rolle nicht verschmäht, jene Confiscation zu rechtfertigen und sie auch für die Zukunft zu empfehlen. Und zwar geschah dieses auf solch' blöde Weise, daß ein Dr. juris utriusque sich bedenken sollte, seinen Titel so leichtherdings zu schänden. Eine logische Spielerei sollte das unverantwortliche Beginnen decken; allein von Logik war darin auch nicht eine Spur zu finden, wohl aber die erbärmlichste Sophisterei. Nichts desto weniger heißt es jetzt: groß ist der Jurist von Luzern; die Schärfe jenes Verstandes hat das Regiment gerettet! Und dieser Pfyffer, der sich so gerne als liberalen Typus preisen hört und nie müde wird, sich selbst als solchen zu rühmen, leiht den Männern der Gewalt sein Wort und seine Feder, so oft es gilt, zur Befestigung des schwankenden Systems irgend ein Volksrecht zu confisciren! Diesen Monat haben es die conservativen und unabhängigen Liberalen auf eine Verfassungsrevision abgesehen. Die Verfassung selbst sichert dem Volke das Recht der Revision; wieder ist es Dr. Pfyffer, der sich auf's hohe Ross schwingt, um gegen diejenigen zu fechten, welche es wagen, nur an eine Veränderung der Constitution zu denken, welche dem Kanton mit eidgenössischen Kanonen aufgezwungen worden ist. Unterdeffen werden sich die Revisionslustigen nicht einschüchtern lassen, sondern eine Umänderung des Grundgesetzes anstreben, so fern und so weit sie es für gut erachten. Sollten sie gegen Gewalt und Bestechung nichts ausrichten, so werden sie sich damit trösten, wenigstens den Versuch gemacht zu haben, ein unerträgliches Joch abzuschütteln, welches der Radicalismus dem Kanton aufgelegt hat. (S. B.)

Münster, 21. Sept. Die altehrwürdige Stiftskirche auf St. Mauriz umgibt sich mehr und mehr mit einem Kranze kirchlicher Institute, deren rasches Entstehen und Aufblühen an jene Zeiten erinnern, wo die thätige Liebe die Welt zur Bewunderung aufforderte. Auf der Westseite der Kirche umschließt das vor einigen Jahren errichtete Kloster zum „guten Hirten“ bereits gegen siebenzig Böhnerinnen. Ihr Tagewerk besteht in Handarbeit, Gebet und Erlernung der Heilswahrheiten. Alles wird aufgeboten, diese Unglücklichen aus ihrer Erniedrigung zu heben und den Funken höherer Liebe in ihnen wieder anzufachen. Auf der südöstlichen Seite brünzt ein zweites großartiges Bauwerk, durch rastlosen Fleiß gefördert, seine einzelnen Theile der Vollendung nahe. Die Kranken mehrerer Pfarrgemeinden werden hier leibliche Pflege und Heilung nebst einer milden Gabe für ihre Seele empfangen. Das Gebäude soll zugleich Mutterhaus für die „Krankenschwestern vom heiligen Franciscus“ werden. Für beide Zwecke erhebt sich aus ihren Grundmauern, unmittelbar verbunden mit der Anstalt, in gothischem Style eine geräumige Capelle. Einige hundert Schritte nach Osten steht, eben vollendet, ein massives Haus, das seine Thore solchen verwaisten Kindern öffnet, welche auf andere ähnliche Anstalten kein Anrecht haben.